

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Dienstag, 28. Januar.

1930.

(5. Fortsetzung.)

Via.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Kummel.

„Den Teufel wird er tun, der Kapitän“, fuhr Vogt dazwischen. „Der gehört diesen Nachmittag endlich einmal wieder mir. Du möchtest ihn wohl ganz zu deinem Kavaliere erziehen.“

Via verzog die Lippe. Sie wußte, daß sie nun allein zu gehen hatte. Keine der Töchter Olofeis würde zu bewegen sein, sie zu begleiten.

Aber sie wagte doch nicht dem Wunsche ihres Vaters zu widersprechen. Als das Essen zu Ende war, nahm sie aus einer Ecke einen Korb und machte sich nach den Ruinen auf.

Auch Vogt stand auf und führte Deern zum Strande hinab. Da lagen Berge von Kopra aufgetürmt, da standen viele Körbe mit Trepang, der getrockneten Seewalze. Daran reichten sich Kisten mit Schildpatt und ein großes Lager von Eisenholz.

Aber die Mittagssonne stach allzu glühend hernieder und das grelle Sonnenlicht blendete. Sie konnten sich hier nicht aufhalten. Vogt schlug eine kleine Siesta vor und sie wanderten zusammen in ihr Standquartier.

Kaum waren sie eingestiegen, als lautes Geschrei sie wieder zur Eingangsöffnung zurückrief.

„Teufel, die Armungul, die Mädchen vom Junggesellenhaus“, brummte Vogt verdrießlich.

Klink, mit behenden Füßen und schlanken Fesseln kam ein Rudel junger, hübscher, brauner Mädchen dahergeragt, lustig flogen die gelben Grasschürzen in die Höhe und die dunklen Augen bligten unternehmend.

Vogt stellte sich vor die Öffnung und verwehrte ihnen den Eintritt.

„Nichts da, ihr braunen Räder.“

Aber es half nichts. Da und dort drangen sie durch die anderen Eingangsluken ein und Vogt mußte seine Kisten mit Backwerk, mußte unter dem Jubel der Mädchen seine Schmutz- und Glasperlenkiste öffnen. Eifrig kramten sie darin herum und jede wußte das, was ihr Sinn begehrte, ihm abzuschmeicheln.

Während Vogt von den Mädchen immer mehr umringt wurde, schlich sich Deern davon und schlug den Weg nach den Ruinen ein.

Via war zuerst rasch vorwärts geeilt. Aber je mehr sie sich vom Dorfe entfernte, desto langsamer ging sie dahin, desto einsamer wurde es ihr ums Herz.

Wie froh und sicher hatte sie sich gefühlt, als sie denselben Weg am Vormittag mit Deern gegangen war. Sie sah sich einige Male um, ob er nicht nachkomme. Enttäuscht schritt er weiter. Manchmal zögernd, wandte sie sich durch das Gewirr der Trümmer und Mauern und arbeitete sich bis zu den Säulen vor. Wie erstarrte riesen grauer Vorzeit standen sie da und mancher von Taifunen oder Erdbeben zu Boden gefällte Recke lag lang hingestreckt, von Lianen überwuchert, auf der Erde.

Sie sprach sich Mut zu. Das fahle Dämmerlicht unter dem grünen Blätterdach, die Abgelegenheit und unendliche Verlassenheit des Ortes mochte die Gespenstergeschichten der Eingeborenen gezeitigt haben.

Aber Menschen zum mindesten mußten hierher kommen. Wo waren sie? Was taten und trieben sie hier? Oder war Feuer und Rauch, von denen Keitira

gesprochen, nur eine Vorspiegelung erregter Sinne gewesen?

Nun war sie bis zu den Ananas vorgebrungen. Rasch pflückte sie die Früchte und legte sie in ihren Korb.

Als sie sich wieder zum Gehen wandte und dem Ausgang zueilen wollte, stand vor ihr, wie aus dem Boden herausgewachsen, eine braune Gestalt. Sie schrat zusammen und trachtete nach der anderen Seite zu entfliehen. Da erkannte sie Feial. Ruhig sah er ihr ins Auge. Sein Blick zwang sie, stehen zu bleiben. Schweigend gehörchte sie.

„Du, Feial?“, begrüßte sie ihn beklommen und versuchte zu lächeln.

„Unter den Säulen, die meine Väter getürmt, hab' ich auf dich gewartet. Ich wußte, du würdest zurückkehren und grüße dich!“

„Du hast uns gesehen?“ „Dich und den Fremden.“

„Und lebst du denn hier?“

Er deutete auf einen tief in den Boden eindringenden Gang. „Hier wohn' ich.“

„Was willst du von mir?“

„Manches habe ich zu sagen. Gestern fragte ich deinen Vater, ob er mir dich, Via, zur Frau geben wolle. Erschrid nicht. Kein Grund, daß du bleich wirst. Feial tut keinem Weib was zu leide. Statt aller Antwort nannte dein Vater mich einen Hund von einem Kanaken. Heute nacht suchte ich deinen Vater vergeblich. Wenn ich ihn gefunden, hätt' er die Sonne dieses Tages nicht mehr gesehen.“

Zitternd wich Via zurück.

„Mord? . . . Ist's soweit mit dir gekommen, Feial?“

„Fürchte nichts mehr. Es war der erste Jörn. Dein Vater kann wieder ruhig schlafen. Dich aber frag' ich dasselbe, wie ihn. Willst du mein Haus als meine Frau teilen?“

Seine Augen glühten sie an. Aber äußerlich blieb er ruhig und lehnte sich abwartend an eine Säule.

Langsam fand sie ihre Fassung wieder.

„Feial“, antwortete sie, „von Kindheit an kennen wir uns. Unsere Väter waren Freunde und wir beide auch. Du zeigtest mir deine wilden Spiele, lehrtest mich auf dem Kanoe fahren und segeln, schwimmen, fischen und jagen. Du warst mehr in Vota als in Segu.“

„Aber dann ward das alles anders.“

„Ja, als mein Vater mich nach Hongkong schickte, sah ich dich Jahre lang nicht mehr.“

„Und warst eine andere, als du zurückkamst.“

„Ich war kein Kind mehr, Feial.“

„Das ist's nicht allein. Du hast in Hongkong uns Insulaner verachten gelernt. Kanaken und Wilde sind wir ja alle nur.“

Rasch und erregt sprudelten ihm die Worte vom Munde.

„Wie könnt' ich euch Inselleute verachten?“ antwortete Via ruhig und sicher. „War doch meine Mutter eures Stammes.“

„Und wie dein Vater eine Tochter Torobols sich zur Frau geholt, so freit um dich jetzt Feial, der Fürst seines Stammes. Du schweigst, senkst den Blick? Hast du

vergessen, was du früher gesagt hast? Wie oft hast du mir versprochen, du würdest einmal meine Frau werden?"

"Kinderspiele — Kinderworte, Feial."

Seine Stirne fürchte sich, eine schwere, tiefe Falte grub sich zwischen seinen Brauen ein.

"Laß uns enden und gute Freunde bleiben." Sie streckte ihm die Hand hin.

Er nahm sie nicht und starrte zu Boden.

"Du bist nicht umzustimmen?", fragte Feial mit leiser Stimme.

"Zu viel des Trennenden steht zwischen uns. Das Blut, das ich vom Vater hab', ist wohl stärker als das der Mutter."

"Das ist es, Lia. Du zählst dich zu den Weißen und nicht zu uns."

Beide schwiegen. Erregter schlug ihnen der Puls, rascher jagte das Blut durch ihre Adern.

"Ich weiß genug. Geh." Halb abgewandt stieß es Feial heraus.

"Was hast du vor?"

"Das kann ich dir noch nicht sagen. Was kommen muß, wird kommen."

"Sollen wir so auseinandergehen?"

Er wandte sich ihr noch einmal zu. In seinen Augen flackerte ein unruhiges Feuer. Seine Zähne nagten sich in die Unterlippe ein.

"Du hast es selbst nicht anders gewollt. Die Wahl stand dir frei und du hast gegen mich entschieden. Dein Vater ist mein Feind — du bist seine Tochter."

Kurz streifte sie sein dunkles Auge, ohne Abschied schritt er tiefer in das Ruinenfeld hinein. Zwischen dichtem Buschwerk verschwand seine sehnige, schlanke Gestalt.

Lia ging nach der anderen Seite davon, langsam zuerst und Schritt für Schritt. Als sie aber Didicht und Gemäuer hinter sich hatte, begann sie zu eilen und zu laufen, als ob Feial oder irgendein Ruinengespenst ihr auf den Fersen wäre.

An einer Waldbiegung prallte sie mit Deern zusammen. Erstaunt hielt sie an. Noch ganz verstört blickten ihre Augen. Atemlos hob sich unruhig ihre Brust. "Lia, was ist Ihnen?"

"Nichts, Kapitän. Kommen Sie, lassen Sie uns weiter gehen."

"Was hat Sie erschreckt?"

"Nichts, nichts."

"Da will ich doch mal selber nachschauen." Und er schlug den Weg nach den Ruinen ein.

"Bitte, gehen Sie nicht."

"Warum nicht?"

Da sah er, daß ihr Tränen in die Augen traten.

"So traurig? Ich sehe, ich muß da schon fürs erste Sie trösten."

Zusammen gingen sie durch den Palmenwald der See zu und setzten sich auf einen Steinblock, der ihnen in den Weg kam.

Leis strich der Abendwind vom Meer herein. Opalfarben schimmerte die Flut und am Himmel leuchtete ein strahlendes Türkisblau. Durch die Büsche strich ein blendend weißer Vogel — Lia lächelte.

"Der Tropikvogel. Als Sinnbild der Schönheit gilt er hier."

Die Stille ringsum tat ihren erregten Sinnen wohl. Sie begann über ihre Begegnung mit Feial zu sprechen, langsam — zögernd und sie erzählte nicht alles, nur gerade so viel, um ihre Hast und Eile zu erklären.

Troh, Deern wieder ablenken zu können, deutete sie plötzlich zum Strande hinab.

"Doseis Töchter kommen vom Felde heim."

Ein Wagen zog langsam dem Dorfe zu. Zwei schneeweiße Kühe waren davor gespannt. Die beiden Räder, zwei kreisrund behauene, schwere Korallensteinplatten, bohrten sich tief in den weichen Uferstrand. Auf dem niederen Bretterfahrzeug saßen Putu und Nehegil. In ihr glänzendes Schwarzhaar hatten sie bunte Blüten gesteckt und trugen um Stirne, Hals und Brust grüne Blattgewinde, die sich hell vom weichen Braun ihrer Körper abhoben. Neben den Kühen, sie

leidend, ging Neitina, die Jüngste, einher. Gemächlich zog das Gefährt mit den jungen Königstöchtern der leise wogenden See entlang.

Lia sprang auf.

"Lassen Sie uns zu ihnen!"

Sie rief die Mädchen an und der Wagen hielt. Putu und Nehegil stiegen von ihren Sigen herab. Deern und Lia mußten trotz ihres Sträubens darauf Platz nehmen. Wie die Schneckenpost kamen sie eine halbe Stunde später auf dem böß rüttelnden Wagen vor dem Hause Doseis an.

Mit Eifer ging es an die Zubereitung der Bowle.

Es wurde ein lustiger Abend. Königin Davan und ihre Töchter machte das ungewohnte Getränk bald recht aufgeräumt. Auch die Männer wurden lebhafter.

Nur Lia blieb still und in sich gekehrt. Die Besuche ihres Vaters, sie in die allgemeine Festesfreude hineinzuziehen, mißlangen. Er begann lebhaft auf die bösen Ruinengeister, die ihr den Humor genommen zu haben schienen, zu schimpfen.

Eine leise Röte flammte unter dem matten Elfenbeintou ihrer Wangen auf. Sie erhob sich und verließ wortlos das Haus.

Die frohe Stimmung war verflogen. Die Mädchen flüsterten nur mehr leise miteinander, als ob sie Angst vor jedem lauten Wort hätten. Davan und Dosei machten bedrückte Gesichter und stimmten eine Lobrede auf Lia an. Bogt wandte sich an Deern.

"Kapitän, bringen Sie die Ausreißerin zurück. Wenn ich es jetzt versuchte, wäre es nutzlos."

Deern erhob sich, trat ins Freie und fand Lia ein paar hundert Schritt vom Hause entfernt auf einem ausgedienten Kanoe sitzen. Sie blickte zum Meer hinab, das im Vollmond hell erglänzte. Als sie seine Schritte hörte, wandte sie den Kopf.

"Sie haben Auftrag mich zu holen?"

"Ja, seien Sie vernünftig, Lia, und kommen Sie zurück."

"Ich habe heute so ernste Dinge gehört, daß ich für die Späße meines Vaters wenig empfänglich bin."

"Sie wollen nicht?"

Eigensinnig schüttelte sie den schmalen Kopf.

Deern sagte sie behutsam unter die Arme und zog sie empor. Sie ließ es ruhig geschehen, machte aber keine Miene, ihm zu folgen. Unbeweglich stand sie ihm gegenüber und forschend ruhte ihr dunkles Auge auf ihm.

Da legte er den Arm um sie und zog sie zu sich heran, beugte seinen Kopf zu ihrem nieder und näherte langsam seine Lippen ihrem Munde.

Groß und fragend sah sie ihn an, aber mit keiner Bewegung setzte sie ihm Widerstand entgegen. Ihre Lippen fanden sich und ruhten aufeinander.

Wie Hilfe und Schutz suchend drängte sie sich näher an ihn heran. Ihr vorher starrer Körper löste sich und hing frauenhaft weich, hing schwer in seinen Armen. Lange standen sie so und sprachen kein Wort. Ein Schauer durchlief sie. Mondstrahlen lagen auf ihrem Haar, umschmeichelten Hals und Nacken, glitten über sie herab und umfluteten sie ganz wie leuchtende Wellen.

Ringsum waren die Kronen der Palmen in schimmerndes Silber verwandelt, durch Blüten und Zweige brach sieghaft das Licht, gleich fallendem Schnee rieselte es nieder, bis jeder Stamm und jede Wurzel, bis der kleinste Grashalm davon überdeckt, bis es weißer Winter im grünen Tropenwald geworden war.

Am Waldrand regte sich etwas wie Elfenpuls. Im Vollmond tanzten die Mädchen Fatalas. Dahin und dorthin huschten sie, verschwanden im Busche und kamen wieder, tanzten sich mit den kleinen, schmalen Händen und drehten sich wild im Kreise, jagten sich, daß die schlanken Füße über dem Boden zu schweben schienen, stürzten hinab zum Meer, das wie ein einziger, glitzernder Silberspiegel ihnen entgegenlommerte, umschlangen sich, tollten und rasten im wilden Taumel. Lia und Deern sahen den Mädchen zu, die das Fest des Vollmondes feierten, und lächelten. (Fortf. folgt.)

Winterliche Allee,

Alch, wie find in deine Räume
Mond der kalten Winternacht,
So viel totenblasse Bäume
Wie Geleite aufgewacht.

In unheimlichen Alleen,
Ohne Ende hingestreckt,
Kommen, kommen sie und gehen,
Regiment an Regiment.

Kaltes Schauern weht aus ihren
Grabgestalten wie Gespensterhauch,
Daß kein Späglein sich zu rühren
Und zu wissen waht im Strauch.

Und man fühlt noch ein Ermatten,
Wie aus wehem Traum gewedt,
Wenn ein großer Wolkenschatten
Alles anädiglich verdeckt.

Gottfried Kblwel.

Die einzige Dame im „Zeppelin“.

Von Gustaf Kauder.

„An Gepäd ist jedem Passagier der Weltfahrt die Mitnahme von 20 Kilogramm erlaubt.“ Diese Mitteilung der Luftschiffbau-Zeppelin-G. m. b. H. in Friedrichshafen an alle Teilnehmer der Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ muß besonders der Lady Grace Hay einen recht schweren Kopf verursacht haben. Es war schon für uns männliche Weltreisepassagiere ein schwieriges Problem. Denn in diesen 20 Kilogramm war natürlich auch die unentbehrliche Schreibmaschine und das Gewicht des Koffers selbst mit inbegriffen. (Die Erfahrensten von uns statteten sich deshalb von vornherein nicht mit Koffern, sondern mit japanischen Reisestrohkörben aus, die so gut wie gar nichts wiegen und dabei beliebig großen Fassungsraum haben.) Aber in den nach Abzug der Schreibmaschine, des Schreibpapiers und einiger Bücher verbleibenden 13 Kilogramm muhten Wollschalen (für Sibirien), leichte Kleidung (für Japan und Kalifornien) und so viel Wäsche wie nur irgend möglich mit eingerechnet werden.

Für die einzige Dame an Bord des „Zepp“ während der Weltfahrt war dieses Problem noch viel schwieriger. Auch für sie waren 13 Kilogramm der Ausgangspunkt der Rechnung. Denn auch sie fuhr als Schreibmaschinenbehaltene Journalistin. Aber daneben war sie nun doch auch Dame unter 59 Männern, als Mittelpunkt aller Weltaufmerksamkeit, und einzige Repräsentantin des „comme il faut“, der Ästhetik, der Eleganz.

Lady Grace hat diese Aufgabe — obwohl sie ihrer Natur nach nichts weniger ist als ein Puppenpuppe — ebenso pflichtbewußt erfüllt wie ihre journalistische. Und sie hat dabei nicht einmal weidlich geschwindelt. Sie hätte dem Beispiel des „Zeppelin“ selbst folgen können, der sich in Tokio, Los Angeles und Lakehurst Gas und Reservemotor bereitstellen ließ; sie hätte also in diese Etappen ein paar Extrakoffer voraussenden können. Aber Lady Grace ist ein „good sport“. Sie wollte es darin nicht besser haben als ihre männlichen Reisefameraden, sie wollte alle ihre weiblichen Repräsentationspflichten aus dem einen Koffer heraus erfüllen.

Ich kann natürlich nur das von ihrer „Ausstattung“ erzählen, was wir an ihr gesehen haben, aber ich glaube, das war auch schon alles, was sie mitnahm.

Im Anfang ihrer Kalkulation dürfte sie sich ein bißchen verrechnet haben. Der Verkleidungsstrieb der Frau verführte sie dazu, sich für Sibirien etwas gar zu expeditiousmäßig und „fliegerisch“ auszustatten. Sie hatte einen großen, braunen, gefüllten Ledermantel, dazu Kappe und Stulphandschuhe aus dem gleichen Leder, und all das war noch mit schwarz-gelb gestreiftem Pelz besetzt. Zum Überflus hatte sie auch noch pelzgefüllte Eskimo-Stulpschiesel mit, die sie dann mehr als Hauschuhe trug. Im Schiff selbst trug sie ein einziges Kleid, ein ganz dünnes, blauegrün geblümtes, das nicht schmuckte, dazu hatte sie je nach der Temperatur ein Ärmelstückchen aus dem gleichen Stoff, oder einen japanischen Umhang (den sie auch als Schlafmantel trug) oder eben den Ledermantel.

Beim Tee-Empfang im Sommerpalast des Mikado und beim Lunch-Bankett in New York zeigte sie sich in einem Stillkleid aus schwarzem Satin (vorn sehr kurz) mit elfenbeinfarbigem, sehr breitem Spitzenkragen, dazu einen schwarzen, breitrandigen Spitzhut, den sie gelegentlich auch zu dem en-tout-cas-Geblümten aufsetzte, wenn sie es mit dem Säckchen als „angezogenes“ Complet trug.

Beim großen Abendbankett in Los Angeles zeigte sie sich in ihrer größten Gala: in einer großen, weißen Toilette, deren tief dekolliertes glattes Leibchen aus Charmeuse

gemacht war, während der lange, weit stillerte Rod aus Füll und Spitze bestand. Dazu hatte sie einen weichen Kopfschut aus Federn und einen — Hermelinmantel, den sie sich aber nur von Bekannten in Los Angeles leihen ließ.

Sie hatte nur ein Paar braune Lauschuhe, ein Paar schwarze Pumps mit schönen Strassschnallen und silberne Abendchuhe mit. Im Schiff ließ sie fast immer in ganz leichten, schon reichlich ausgetretenen Wildledermodaffins herum.

Schmud — hatte sie gar keinen mit! Dafür einen ganzen Berg Seidenstrümpfe (denn sie hat gewaschene Strümpfe, ein Paar lange Glacé- und sechs Paar Waschlederhandschuhe).

Das also war „außen“. Was darunter war, hat sie mir auf meine Fragen offenmütig vorgerechnet. Nur sehr wenig rosafarbene Seidenwäsche (die man überall nachlaufen konnte) und ein einziges rosafarbenes Unterleid. Davon hat sie einiges noch mutwillig „ruiniert“. Unsere Lady Grace war zu Zeiten auch ein arg verpieltes Kind. Sie hatte eine unbezähmbare Leidenschaft zum — Datumstempel des „Graf Zeppelin“, mit dem täglich die zahllosen an Bord geschriebenen Ansichtsarten gestempelt wurden. Oft sah sie zwei Stunden wie eine Kabe auf der Lauer und wartete ungeduldig, daß die Post endlich fertig gestempelt sei. Dann stürzte sie sich auf den Stempel und stempelte ihre Strümpfe, ihr Unterleid, ihre Knickerd.

Aber eine Dame braucht noch andere Toilettegegenstände, die mehr ins Gewicht gehen als Wäsche. Lady Grace hatte sich an Bord freilich nie geschminkt oder gepudert, sie benutzte nur wenig den Lippenstift. Aber sie brauchte Haarwasser, Mundwasser, Toilettenwasser, und das um so mehr, als sie den Damenwaschraum, der natürlich auch stets von 59 Männern besetzt war, nur um 4 Uhr morgens ungestört betreten konnte. Einmal, als wir zwei Tage lang so gut wie kein Waschwasser hatten, da war ihr zu allem Unglück auch noch das kölnische Wasser ausgelaufen: da haben wir uns brüderlich und schweesterlich in meinen kleinen Rest von kölnisch Wasser geteilt, und sie war dabei noch rührend ängstlich, mich nicht zu überdorteln. Männer vernachlässigen sich ganz gern, wenn sie eine Ausrede dafür haben. Einige von uns, besonders ein Russe und ein Halbinde, strömten so am dritten Fluttag schon einen recht scharfen Geruch aus, der selbst gegen den Wind spürbar war. Lady Grace aber war immer blank gepudert, als ob sie gerade aus der Badewanne käme — und auch dadurch hat sie sehr erzieherisch auf uns eingewirkt. Gar mancher, der schon am Ertisch lag, stand plötzlich auf und kam mit gewaschenen Händen und einem sauberen Kragen wieder. „Dressing“ gab's im Schiff freilich nie, und einen Smoking haben wir auch auf der ganzen Reise nicht angehabt; aber es hat auch nur ein einziger ein einziges Mal versucht, in heißem Wetter ohne Rod zu Tisch zu kommen. Lady Grace hatte selbstverständlich gar nichts bemerkt, aber trotzdem erinnerte er sich nach einer Minute, daß er „ja ganz vergessen“ hatte, den Rod anzuziehen.

Wie sehr aber unser Kind Grace eine vollendete Dame war, erblickt am meisten daraus, daß ich gar nichts von ihren Pyjamas erzählen kann. Obwohl sich unser Leben dreizehn Tage lang auf 50 Quadratmeter Raum abspielte, obwohl uns unser gemeinsamer Beruf zwang, auch nachts auf den Beinen zu sein, haben wir sie nie in einem solchen Kleidungsstück zu sehen bekommen. Das fiel uns erst nachher ein und auf, als wir auf der Reise von Lakehurst nach Friedrichshafen zwei andere Passagierinnen an Bord hatten, die uns in drei Tagen mit zwölf kosteten Schlafanzügen und zwei fabelhaften „saut-de-lits“ bekannt machten.

Ja, also, Lady Grace hat oft geschworen, daß diese ganze Ausrüstung kein Gramm über 20 Kilogramm angewogen habe. Allerdings hat Papa Eäner, dessen verzogenes Herzblättchen sie war, gerade ihr Gepäd nie nachwiegen lassen. Das war uns auch allen recht. Denn Lady Grace war des Schiffes schöne Gallionsfigur, auf die wir alle maßlos stolz waren. Und um ihr unsere Liebe und Verehrung zu bezeigen, haben wir ihr zum Abschied eine Sandtisch geschenkt — wie sie so unbeschreiblich scheußlich nur Männer auszuwählen verstehen.

Scherz und Spott

Vorsicht. „Papa“, sagte der kleine Junge, „in meiner Naturgeschichte steht, daß die wilden Tiere jeden Winter einen neuen Pelz bekommen.“ — „W!“ flüsterte der Vater, „nicht so laut, daß Mama dich nicht hört.“

Schlechtes Geschäft. Warum haben Sie Ihre entzückende Verkäuferin entlassen?“ fragte der Kunde den Droisiten. — „Alle Herren sagten, ein Lächeln von ihr sei das beste Anregungsmittel, und kauften nichts mehr.“

Nähnaedel, Nähstisch und Nähmaschine.

Wandlungen im Frauenreich.

Die schöne junge Königin saß am Fenster und nähte. Sie stach sich in den Finger, und ein Tropfen Blut rann herab. Da sprach sie sinnend: „Ich wünschte mir ein Töchterlein, das mühte sich so weiß wie der Schnee draußen, so rot wie mein rotes Blut und so schwarz wie das Ebenholz des Fensterrahmens!“ Wer fühlte nicht, wenn er diesen Anfang des alten Märchens von Schneewittchen liest, die ganze Poesie des Bildes von der nähenden Frau am Fenster, die ihre Arbeit sinken läßt und in die Weite träumt und dann, die kleine blanke Nadel wieder aufnehmend, so manchen liebevollen Wunsch und Traum in ihre Arbeit mit hineinsetzt? Nähen, die echte Frauenbeschäftigung, wie hat sie sich gewandelt! Es ist heute eine Seltenheit geworden, daß eine Frau nähend am Fenster sitzt und dabei ihren Gedanken nachhängt. . . Das ist schade und doch auch wieder gut. Man hat früher gesagt, daß die kleine harmlose Nähnaedel in Wahrheit ein gar gefährliches Ding sei, denn sie habe mehr Ehen zerstört, als Dinge zusammengefügt. . . Am Fenster sitzen und nähen war eben früher sehr häufig nur ein Versuch, unausgefüllte Stunden hinzubringen, und selbstquälerische Grübeleien waren dabei oft die Folge. Heute hat man wohl schwerlich noch Zeit zum unfruchtbaren Grübeln und Spintisieren, und unsere Näharbeit wird gewöhnlich in aller Hast so „zwischen durch“ geschafft. Auch die kleine blanke Nadel ist uns nicht mehr so wichtig und unentbehrlich, wie einst unseren Großmüttern oder Urgroßmüttern. Nicht mehr sticheln wir endlose Säume in schweres Linnen, wie sie, und die leichten, düstigen Gewebe, die wir für unsere Kleidung verwenden, fügen hurtig tickend und raselnd die Nähmaschine zusammen. Der Handarbeit mit der Nähnaedel bleibt nur noch die verbindende oder vollendende Rolle vorbehalten.

Ja, die Nähmaschine! Als sie zuerst ihren Siegeslauf in die Haushaltungen antrat, fand sie viele Gegner. Nicht nur, daß man ihr hartes Rasteln poesiezerstörend, nerven- und gesundheitschädigend nannte, nein, man hielt sie auch unsolide und unsain. Sie war zwar bald eine Notwendigkeit geworden, aber wenn es galt, wirklich Schönes und Wertvolles zu schaffen, war doch immer noch die kleine Nähnaedel die Siegerin. Nun, auch heute noch steht die Handarbeit hoch im Ansehen für Dinge des Schmucks und des Luxus, aber die Mehrheit von uns kann es sich nicht mehr leisten, ungezählte Arbeitsstunden für Aufgaben zu verwenden, die in Minuten gelöst werden können. Was man zudem vom künstlerischen Standpunkt aus der Maschine zum Vorwurf macht, die absolute Gleichmäßigkeit, das ist in anderer Beziehung ihr Vorteil. Und im übrigen haben wir längst auch hier den Stil unserer Zeit gefunden, wir haben es verstanden, auch der Maschinenarbeit künstlerische Wirkungen abzugewinnen, was sich gerade bei der Nähmaschine und den Schmuckmöglichkeiten, die sie uns bietet, sehr deutlich und erfreulich zeigt.

Wer möchte sie noch missen, die flinke, fleißige Nähmaschine? Sie erlaubt kein Träumen, keine rührsamen Grübeleien, aber sie ist ein treuer Kamerad im Lebenskampf. Wie manche Mutter segnet sie, die mit ihrer Hilfe die ganze Kleidung und Wäsche für sich und die Ihren herzustellen vermag, wie mancher Frau bringt sie den Lebensunterhalt! Darum wollen wir ihr den Sieg gönnen, den sie über ihre sterbliche Gefährtin errang.

Noch ein anderer Wandel hat sich im Reiche und Wirkungstreife der Frauenfertigkeit vollzogen; aber hier ist es umgekehrt. Der Große mußte dem Kleinen weichen: Damit ist der Nähstisch gemeint. In früheren Zeiten war er nahezu das unentbehrlichste Möbel in der Aussteuer, und der Traum jedes jungen Mädchens war, einen eigenen Nähstisch zu besitzen. Es ist bezeichnend für die Ruhelosigkeit und den Mangel an Sexhaftigkeit unserer Zeit, daß man sich die moderne Frau kaum noch am Nähstisch vorstellen kann, und als das Möbel, das ihr unentbehrlich ist, möchte man viel mehr den Schreibtisch bezeichnen. Nähstische sind denn auch fast nur mehr als Hergabegenstände gedacht und tauchen nur selten in den Ausstellungen der Möbelgeschäfte usw. auf. Andere Gebilde haben ihn abgelöst, die der heutigen Zeit und ihren Bedürfnissen besser entsprechen. Es ist schade, daß wir so oft keinen Nähstisch mehr haben, entweder, weil wir keinen rechten Platz mehr für ihn haben, oder weil wir keine Zeit mehr

haben, an ihm zu sitzen. Früher war er in gewisser Weise der Mittelpunkt des Familienlebens. Man wußte, wenn Mutter nicht sonst im Hause zu finden war, dann saß sie auf ihrem gewohnten Platz am Nähstisch. Hier wurden die Sorgen und Freuden der Kinder besprochen, hier wurden Schularbeiten abgehört, Bekenntnisse gemacht, hier wurden Sünden gebüßt und Absolutionen erteilt. . . Man wußte, wo die Mutter war, und die Mutter hatte Zeit für die Ihren, wenn sich auch unermüdlich am Nähstisch ihre fleißigen Finger regten.

Heute ist der kleine, leichtbewegliche und wenig Platz erfordernde Nähständer vielfach an die Stelle des Nähstisches getreten. Eine andere alte, lange Zeit aber vergessene Einrichtung im Frauenreich aber ist derzeit wieder höchste Mode geworden: Der Nähkasten feiert seine Triumphe. Man kann in ihm Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit vereinigen und, was sehr wichtig ist, man kann ihn überall mit hinnehmen, auf die Veranda, den Balkon, in die Küche, in die Laube im Garten — wo immer die Hausfrau es braucht, kann sie solchermaßen ihr kleines Handwerkszeug mit sich führen. Noch mehr ist dies der Fall mit dem Nähkörbchen oder gar dem Nähbeutel, den man, über den Arm gehängt, auf weitere Spaziergänge und sogar auf Reisen mitnehmen kann. Aber beide sind sie mehr Eintagsfliegen im Reiche der Nadel; man kann immer nur kleine Borräte und kleinere Arbeitsstücke in ihnen unterbringen. Die oft reizende Ausstattung macht sie mehr zum Zier- als zum Gebrauchsgegenstand. Aber oft beherbergen sie eine ebenso reizende und sichere Stiderei, und wenn wir Frauen von heute die bunten Fäden durch den feinen Stoff ziehen, sind wir bisweilen noch geradeso zu Träumereien geneigt, wie unsere Schwärmern von einst. Die geheime Kraft der kleinen blanken Nähnaedel ist eben immer noch lebendig. . .

Ina Wolters

Die Frau hat ihren eigenen Humor.

Man hat den Frauen den Humor abgesprochen, und Tatsache ist, daß es unter den großen Komikern der Bühne und der Literatur niemals eine Frau gegeben hat. Aber diese Behauptung ist stets von Männern aufgestellt worden, und die moderne Frau wehrt sich dagegen, daß ihr eine Begabung abgesprochen wird, die mit Recht als Ausdruck menschlicher Geistesüberlegenheit gilt. Die englische Dichterin Margery Daw, die selbst manch humorvolle Geschichte geschrieben hat, behauptet, daß auch die Frauen Humor besitzen, der jedoch von dem des Mannes vollständig verschieden ist. „Freilich gibt es Witze, über die beide Geschlechter lachen“, schreibt sie, „Aber nur wenige Dinge in der Welt sind so komisch, daß sich niemand ihrer Wirkung entziehen kann. Im allgemeinen finden Männer und Frauen ganz andere Witze am lustigsten. So besitzen die Frauen z. B. kaum jemals den Sinn für phantastische Komik, der beim Manne so stark ausgebildet ist. Kaum dürfte eine Frau das Meisterwerk der humoristischen Dichtung, den „Don Quixotte“, zu ihrem Lieblingsbuch erwählen. Das ist ein spezifisch männliches Werk, und ähnlich ist es mit anderen Schöpfungen großer Humoristen, wie etwa mit den „Reisen Gullivers“ oder dem „Gargantua“ von Rabelais. Dagegen finden Frauen ein großes Vergnügen an den humorvollen Schilderungen der Realisten, wie z. B. an den Romanen von Dickens oder Fritz Reuter. Diese Spiegelungen des komischen Geistes sind viel näher der Wirklichkeit, und überhaupt liebt die Frau besonders komische Geschichten, die wahr sind oder doch wahr sein könnten. In ihrem Sinn für Humor ist stets etwas Persönliches enthalten, und sie wird die Witze am besten verstehen, die sie selbst erleben könnte oder die in ihrer Umwelt passieren könnten. Die Frau ist viel mehr geneigt, das Leben dramatisch aufzufassen; sie nimmt an allen Dingen so lebendigen Anteil, daß es ihr schwer fällt, sich zu jener philosophischen Höhe der Betrachtung aufzuschwingen, von der aus der männliche Humorist das Treiben und Irren der Menschen belächelt. Dafür hat sie sehr viel Verständnis für Spott und Satire, und sie kann sich über seltsame Angewohnheiten und komische Unzulänglichkeiten des Nächsten besser amüsieren als der Mann. Die Frauen, die jetzt in der humoristischen Literatur auftreten, sind daher hauptsächlich Spötter und üben ihren Witz vornehmlich an jenen allzumenschlichen Dingen, die dem Mann seit immer anhaften und die bisher nur so selten im Spiegel der Ironie erschienen, eben weil nur Männer als Humoristen auftraten. So wird von der Frau von heute eine neue Welt des Humors entdeckt.“